

Hans-Jürgen Benedict, Wiedergelesen. Friedrich Christian Delius, *Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde* (1994), Reinbek 2004

An dem Sonntag, an dem ich zum ersten Mal Weltmeister wurde, hörte ich die Übertragung des Endspiels aus Bern im Elternhaus in der Hamburger Steenkamp-Siedlung. Ich saß vor dem Grundig-Radiogerät, mit mir fieberten meine beiden Brüder. *Aus! Aus! Aus! Aus! Aus! Das Spiel ist aus. Deutschland ist Weltmeister, schlägt Ungarn mit drei zu zwei im Finale in Bern.* Herbert Zimmermanns sich überschlagende Stimme im Ohr gehen wir nach draußen auf die Straße. So benommen wie wir von dem ungeheuren Ereignis treten die Freunde aus den Häusern – Uwe Knees, Peter König, Gert Rohde und andere, deren Namen ich vergessen habe. Wir sind Weltmeister – wir mochten es kaum glauben und brauchten etwas Zeit, um uns dieser ungeheuren Nachricht zu versichern. Und unser Hamburger Spieler Jupp Posipal, den ich oft im HSV-Stadium Rothenbaum hatte spielen sehen, war in Bern dabei. Wir sind Weltmeister auch in dieser Hinsicht! Wir können es nicht fassen. Ungläubig schauen wir uns an. Weltmeister Deutschland. Weltmeister in dem Spiel, das ich am meisten liebte, das ich, leider nur mäßig begabt, leidenschaftlich auf Straßen und Plätzen spielte. Da stand ich im Bökenkamp mit den anderen Jungen. Es war ganz ähnlich wie in der Schlusszene von Friedrich Christian Delius' Erzählung *Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde*, als der Pastorensohn auf dem Kirchplatz steht und auf die Freunde wartet.

Als ich jetzt Delius' Erzählung aus dem Jahr 1994 (Neuausgabe Reinbek 2004) wieder las, überraschte mich, wie sehr ich die ersten zwei Drittel seiner Erzählung, die sich mit der Lebens- und Glaubenswelt des Erzählers in einer Pastorenfamilie in dem hessischen Dorf Wehrda in den 50er Jahren beschäftigten, verdrängt hatte. Verdrängt hatte ich seine beredt geschilderte Leidenszeit in diesem kirchlichen Gefängnis der 50er Jahre. In Erinnerung war mir vor allem das letzte Drittel mit der Reportage von Herbert Zimmermann geblieben, die ich ja selber vor 60 Jahren gehört hatte. Für Delius war diese Reportage die Befreiung aus der doktrinären Welt des Pastorvaters, des Missionar-Großvaters, des Gottvaters, der Abraham das Messer an die Kehle Isaacs setzen lässt, der seinen eigenen Sohn, Jesus, kreuzigen lässt. War Befreiung aus der Routine der täglichen Gebetsrituale mit dem Dank für das Wunder des Brotes, Befreiung aus allen religiösen Machtansprüchen – durch die Sprachmächtigkeit eines Fußballreporters, der aus Versatzstücken religiöser Sprache, *ein Wunder, Gott sei Dank, so haben wir gehofft und gebetet*, aus Geistesgegenwart und aufgeregter Identifikation mit dem Schicksal der deutschen Nationalmannschaft eine sportlich-heidnische Gegenwelt aufbaute – und das im Amtszimmers des Vaters, in dem der einzige Radioapparat des Haushalts stand

und wo der Erzähler, während die Eltern und Geschwister einen Mittagsschlaf halten, die Übertragung aus Bern hören darf, dem Zimmer mit all seinen religiösen Bildern und Gegenständen, den theologischen Büchern, dem Zimmer, wo der Vater seine Predigten schrieb und von wo aus er die Gemeinde regierte, mit dem Bild des die 10 Gebote empfangenden Moses: „*Du sollst keine andern Götter haben neben mir*, und doch gefiel mir, noch immer gebannt von dem Nachklang der drei Silben *Fußballgott*, daß dieser Gott sehr menschlich war, daß diese Götter, statt blutend am Kreuz zu hängen, für mich im Tor standen oder Tore schossen, sich abrackerten im strömenden Regen und kämpften wie *Liebrich*, immer wieder *Liebrich* und langsam ahnte ich, weshalb meine Eltern für den Fußball und für meine schüchterne Neigung zu diesem Sport nichts übrig hatten und hier vielleicht die Konkurrenz anderer lebendiger Götter fürchteten.“ (94) Der elfjährige Pastorensohn, stotternd und an Schuppenflechte leidend, ein unglücklicher Junge lauscht gebannt den Worten des Reporters in Bern. Mit dem schnellen 1:0 und 2:0 der Ungarn erfüllt sich zunächst die Erwartung, gegen die Supertechniker aus Ungarn keine Chance zu haben. Doch dann die beiden Tore von Morlock und Rahn zum nicht erwarteten Ausgleich noch in der ersten Halbzeit. Und dann das Hin und Her in der zweiten Halbzeit, *Gefahr Auf der Torlinie gerettet, Liebrich rettet, rettet, rettet uns. Deutschland hält sich großartig*. Schließlich die entscheidende Szene: *Schäfer nach innen geflankt, Kopfball abgewehrt, aus dem Hintergrund müßte Rahn schießen, Rahn schießt! Tor! Tor! Tor! Tor! Tor für Deutschland! Drei zu zwei führt Deutschland fünf Minuten vor Spielende, halten Sie mich für verrückt*. Danach das magische Ritual, die Aufforderung an die Zuhörer vor den Radioapparaten, der deutschen Mannschaft die Daumen zu drücken. Nochmals gefährliche Angriffe der Ungarn. Doch dann der Aufschrei: *Aus! Aus! Aus! Aus! Aus! Das Spiel ist aus. Deutschland ist Weltmeister, schlägt Ungarn mit drei zu zwei im Finale in Bern*. Und der Kommentar des Erzählers, der weinen muss: „Ich fühlte deutlich, daß es mir für zwei Stunden gelungen war, dem sonntäglichen Alarmzustand, dem Vaterkäfig, den unsichtbaren Gottesfallen entronnen zu sein.“ (117). Und dieser unglückliche Junge, jetzt auf einmal im „Zustand des Glücks, den eine Reporterstimme in ihm ausgelöst hatte, in dem ich Stottern, Schuppen und Nasenbluten vergaß und das Gewissen und alle Gotteszangen von mir abließen“, unter den Linden auf dem Kirchplatz stehend überkommt ihn „die Ahnung, was es heißen könnte, befreit zu sein von dem Fluch der Teilung der Welt in Gut und Böse, befreit von der Besatzungsmacht, dem unersättlichen Gott“. (117) Und zugleich „die Ahnung von der begrenzten Dauer dieses Glücks, einmal ungebremst *Ja!* Sagen zu können.“ (ebd.) Das sind starke Worte, nur zu verstehen auf dem Hintergrund der Schilderung seines Gefangenseins in dieser engen, vom

augustinischen Dualismus bestimmten kirchlichen Welt einer Pastorenfamilie im ersten Teil der Erzählung. Die scheinbar intakte Welt eines hessischen Dorfes nahe der Zonengrenze mit der Kirche mitten im Ort und dem Pastor als einer zentralen Figur des Dorflebens, nur neun Jahre nach Ende des 2. Weltkriegs. Mit einem sensiblen Pastorenkind, das die biblischen Geschichten, die kirchlichen Rituale und die elterlichen Erziehungsmaßnahmen ganz ernst nimmt und unter ihrer Einschüchterung leidet.

Nichts wird ausgelassen: die morgendlichen Glocken, „die Glocken schlugen mich wach“, Goethes schreckliches Gedicht von dem Kind, das sich nicht zur Kirche bequemen wollte und von der Glocke im Feld verfolgt wird, die Tischgebete mit ihrer Insistenz, alles vom „heiligen Brot“ her zu sehen, das Jesus gebrochen hat, auch die um die Ernte des Kornes sich drehenden Arbeitsvollzüge im Dorf, die ruhige gerechte Mutter mit ihrer strengen Güte, die nur Wärme ausstrahlte, wenn sie abends mit den Kindern sang und betete, die absolute Feiertagsheiligung am Sonntag, der Großvater, ehemaliger U-Boot-Kapitän und immer noch tätiger Volksmissionar, der mit im Hause wohnte, die Vaterstimme während des Gottesdienstes, der Vater, der im Namen des Vaters sprach, ununterscheidbar für das Kind, und der sich nie Vati, Papi oder Papa nennen ließ, der Vater auf der Kanzel, der den biblischen Geschichten einen menschlichen Ton zu geben versuchte, dazwischen der widerwillige Blick auf den Gekreuzigten, „*Er hat auch für dich gelitten*, ich konnte und wollte nicht einsehen, weshalb man soviel Leben aus einem Gequälten sog“ (46), der Friedensgruß des Kanzelspruchs *Er ist unser Friede*, der den Jungen verwirrte, weil es nicht sein Friede war. Delius findet für diese Angst und Verwirrung auslösende kirchliche Sprach- und Ritualwelt eine rhapsodische Sprache, die von einer Ungeheuerlichkeit zur nächsten eilt, einem kaum Raum lässt aufzuatmen, einmal nur gelingt es, als es um den Volkslieder singenden Männerchor in der Gastwirtschaft Lotz geht, der in den besungenen Wäldern und Tälern, *Da unten im Tale*, sich in die Landschaft hinein sang und den Jungen ganz anders mitnahm als die Choräle. „Als Kind des Dorfes litt ich nicht.“ (32) Es ist eine dicht gewebte Erinnerungserzählung, angetrieben von der seelischen Not eines Jungen, der nicht die Freiheit seiner Kameraden hat, über die Pastorenwelt zu lächeln und der eine körperliche Symptomatik entwickelt, die er auch wieder biblisch verorten muß. Er stottert, die Konsonanten wollen nicht herauskommen, sie verknoteten sich zwischen Zunge, Zähnen und Gaumen, besonders die Doppelkonsonanten, „ich haßte Wörter wie Glocken, Glaube, Gnade“ (55), da stand er oft „schlotternd, stotternd mit rotem Kopf an der Sprache würgend, verfangen in Schuldgefühlen“ (56). Und findet eine Erklärung in der Turmbaugeschichte von Babel, als Gott die Sprache der Menschen verwirrte. „Mein Stottern war der Beweis, daß ich in Babel dabei

gewesen war (...) Ich trug die Babelgeschichte mit mir herum, trug sie in mir aus, ich spürte den Turm in meinem Körper wachsen.“ (58f.) Und er lernte, auch durch den Schonraum, den das Stottern gewährte, man wurde seltener angesprochen, sich aus dem religiösen Dunstkreis zu entfernen, dorthin, wo kein Gesetzestafel-Gott wohnte, der mit Strafen drohte, wie sie in der Bibel mit den Zeichnungen von Schnorr-Carolsfeld so plastisch zu sehen waren. Der Junge hat eine lebhaft Phantasie, und ein böser Höhepunkt der unglückseligen Sozialisationsrevue ist die Schilderung des Mittagessens mit dem Braten nach dem Gottesdienst, „sehet und schmecket, wie freundlich er ist der Braten,“ in der Delius die Doppeldeutigkeit der biblischen Worte bis zur Grenze des Zynismus auskostet, „bis vor lauter Gottesfleisch und Gottessoße und Gotteskartoffeln nichts mehr schmeckte, sondern ich nur noch aß.“(69ff.) Und doch gleich darauf, ausgelöst durch das Messer, mit dem der Vater den Braten teilt, jene Identifikation mit Isaak, „ich war Isaak, gefesselt, vom Vater mit der linken Hand festgehalten, der mit der rechten mit dem Messer schon ausholte: Isaak konnte es nicht fassen, ich konnte es nicht fassen, was für ein Gott, der so etwas befiehlt.“ (75) Töten als Liebesbeweis, der Junge fragt sich, wieweit würde mein Vater gehen, „das Ungeheuerliche war die Quällust eines Allmächtigen, das Ungeheuerliche war, dass der Schrecken des Kindes keine Rolle spielte in der Geschichte.“ (78)

Delius versammelt in seiner Jugendgeschichte eines sensiblen Pastorensohns alle fragwürdigen Elemente kirchlicher Erziehung, verstärkt durch die dicht geschlossene Lebenswelt einer ländlichen Pastorenfamilie. Da gibt es wenig Lichtblicke, und wenn dann nur außerhalb der eigenen Familie bei Besuchen im Dorf, wo es alltagsweltlich-agrarisch zugeht. Er schildert sich als empfindsamen Jungen mit körperlicher Symptomatik(die Schuppenflechte als Folge der ihn bedrängenden neutestamentlichen Menschenfischer-Metaphorik), der aber in seinem Innern schon widerständig ist, weil er vieles in Frage stellt. Und der nun angesichts der Reportage vom Endspiel aus Bern eine umstürzende Befreiungserfahrung macht. Jene Erlösung, die Bibel und Kirche verkünden, vollzieht sich im Fußballspiel, genauer im Bericht des Reporters über das Endspiel. Ihn überfällt „die Ahnung, was es heißen könnte, befreit zu sein von dem Fluch der Teilung der Welt in Gut und Böse.“ (117) Und zugleich weiß er, daß dieses Glück nur von kurzer Dauer sein wird. Ganz wird er das kirchliche Erbe nicht loswerden können, das im übrigen ja auch zu seiner Empfindungs- und Beschreibungskraft den Anstoß gab, ihn wohl zum Schreibenden mit machte. Selbst der „alte“ Delius (inzwischen Büchner-Preisträger) arbeitet sich 2014 in seiner Erzählung *Die linke Hand des Papstes* an dem unglückseligen augustinischen Erbe der Christenheit noch einmal ab, gelassener, ironischer natürlich, aber es ist noch da (s. meinen Brief an Delius).

Delius Erzählung gehört so in die große Tradition der Aufarbeitung unglückseliger religiöser Sozialisationsgeschichten – von Karl Philip Moritz *Anton Reiser* über Gottfried Kellers *Grünen Heinrich*, Hebbels *Kindheitserinnerung bis zu* Tilman Mosers *Gottesvergiftung* (mit dem Motto: „Freut euch, wenn euer Gott freundlicher war.“) Sie ist anklägerisch, manchmal auch böse, aber sie ist nicht tendenziös einseitig und ungerecht. Alles, was er anführt an Fragwürdigem in der christlichen Tradition, das gibt es, und es ist nicht in jedem Fall vorauszusagen, ob das Menschenfreundliche oder das Menschenfeindliche darin die Oberhand behalten wird. Gewiß – viele der angstmachenden Deutungen beruhen auf Missverständnissen der biblischen Aussagen, aber sind die Texte nicht auch an ihren Missdeutungen schuld? Arbeiten die kirchlichen Rituale nicht mit Drohungen des Heilsverlustes für den Fall, dass sie nicht richtig genutzt werden? Werden in den biblischen Konditionalsätzen nicht dauernd Strafen angedroht? Werden die einladenden Erzählungen nicht durch einengende Merksätze am Schluß um ihre Wirkung gebracht? Delius bringt in der Leidensgeschichte eines sensiblen Jungen eine strukturelle Schwäche biblischer Texte und kirchlicher Rituale auf den Begriff – sie sind mißverstehbar und sie haben leider oft einen Drohaspekt. Und es kann geschehen, dass man sich von ihnen abwendet, bevor man ihren heilsamen Einfluß, ihren „Segensraum“ entdeckt hat. Wie der Erzähler, der sich von der begeisternden Sprache eines Fußballreporters zum weltlichen Glück des Fußballspiels befreien lässt.

Zum Schluss: Den Sonntagabend, an dem ich zum vierten Mal Weltmeister wurde, verbrachte ich in meinem Literaturkreis vor einem großen HD-Fernsehgerät. Wir hatten zuvor gut gegessen, über einen kleinen französischen Roman über den Ersten Weltkrieg *14* von Jean Echonoz gesprochen. Und dann um 21 Uhr die Fernsehübertragung aus Rio de Janeiro. Wir waren in heiterer Stimmung, hatten schon ein Glas Sekt getrunken, aber die Anspannung war bei einigen doch groß. Ich spielte ein wenig den Clown und kommentierte den Reporter mit seinen immer häufiger verunglückten Metaphern zum Endspiel. Die Frauen fanden das lustig, während die Männer angesichts der argentinischen Großchancen, Higuain nach dem Fehlpass von Kroos alleine vor Neuer, schießt vorbei, Neuer den anstürmenden Higuain durch Fauststoß gegen den Ball mit umstoßend, hätte auch Elfer geben können, Boateng, der in letzter Sekunde vor Messi rettet, immer wieder Boateng, als die Freunde also tiefer in ihre Sessel sanken und still wurden, bis zu jener erlösenden 114.Minute in der Verlängerung, als Schürle sich links durchsetzte, flankte und Götze mit der Brust den Ball annahm, sich drehte und ihn schon halb im Fallen ins argentinische Tor schoß. Und der Reporter: *Schürle flankt, Götze nimmt den Ball an und schießt, der Ball ist im Tor. Tor. 1:0 für Deutschland. Keine*

Reportage für die Ewigkeit, keine Einfühlung wie 1954 in das, was wir nicht sahen und doch ungläubig glaubten – *Kopfball abgewehrt, aus dem Hintergrund müßte Rahn schießen, Rahn schießt! Tor! Tor! Tor! Tor! Tor für Deutschland! Drei zu zwei führt Deutschland fünf Minuten vor Spielende, halten Sie mich für verrückt.* Wir sahen es ja auch, das Götze-Tor im fernen Brasilien, in Zeitlupen-Wiederholung, sahen es mehrfach, der ganze Globus sah es, eine Milliarde Menschen sah es, dieses Tor, das Deutschland zum vierten Male zum Fußballweltmeister machte. Innerhalb von 60 Jahren, im Laufe einer Lebensspanne hatten wir vom Fußballglück begünstigten Deutsche und Millionen andere es erleben können. Ja, das war schon noch ein Glücksmoment, intensiv empfunden, der aber schon abnahm, als die ewig lange und langweiliger werdende Jubelzeremonie begann. Der geniale, aber selten überzeugende Götze, schon vom Namen her ein Omen, hatte uns erlöst, auch uns Theologen im Literaturkreis, die wir längst an die Übernahme der religiösen Sprache durch den Sport gewöhnt waren – der Fußballgott, der so oft ungerecht ist, der wohl ein Bayer ist, die Deutschen begünstigt, womit haben sie es verdient? Ja, und da beschlich mich eine wehmütige Erinnerung an jene starken und ursprünglichen Gefühle am 4.Juli 1954, als alles so neu war, so frisch glänzte in der Sprache des großartigen Herbert Zimmermann, diese Reportage – eine Fußball-Radiopredigt, wie es sie nie wieder geben wird!